

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 261

Artikel: Sozialarbeit studieren : vier Porträts
Autor: Bucher, Claudio
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Balzers-Bombay-Connection

«Die Anderen verbringen vielleicht ein paar Stunden bei den Menschen», sagt Sofian Yousfi. «Wir Sozialarbeiter begleiten die Person im besten Fall 24 Stunden, jeden Tag.»

Sofian Yousfi ist wohl der grösste Kleinkinderzieher Liechtensteins. Ein Hüne. Auf Fotos wirkt er mild, beinahe sanft. Sitzt er am Tisch gegenüber, in weitem Mantel und mit überdimensioniertem Schal, erinnert er an den deutschen Rapper Samy Deluxe. Es ist wohl die Art, wie er spricht, in kurzen Kadenzen, und wie er das Gesagte betont, mit ausschweifenden Handbewegungen. Man kann ihn sich gut vorstellen am Schlagzeug seiner Band. Freie Rhythmen, die Haare fliegen durch die Luft.

«Sofian, ein bisschen piano, sachte», rieten ihm seine Vorgesetzten am Anfang seiner Lehre zum Kleinkinderzieher, als er sich «mit 180» in die Sache stürzte. Als einziger Mann in seiner Klasse habe er das «eventuell aus einer maskulineren Perspektive gesehen». Er raufte auch mal mit den Kindern. Der Beruf ist nach wie vor eine Frauendomäne. «Ich bin der Meinung, dass es in den Kitas Männer und Frauen braucht, wie es in einer guten Erziehung Vater und Mutter braucht.» Ihm ist bewusst, dass diese Meinung kontrovers diskutiert wird. Mehrmals weist der 26-Jährige darauf hin, dass er alle Meinungen akzeptiere und immer versuche, sie mit seiner eigenen zu verknüpfen. Die anfänglichen Konflikte in seiner Lehre führt er heute auf seinen jugendlichen Drang zurück, sich noch beweisen zu müssen, aufzufallen, indem er «ein wenig gegen den Strom schwimme». Die Ruhe und Gelassenheit seien erst mit der Zeit gekommen.

Wir trinken schwarzen Kaffee aus Plastikbechern im Hauptbahnhof St.Gallen. Seit vier Wochen pendelt Sofian zwischen Balzers («ein Dorf») und St.Gallen («so viele neue Eindrücke, Wahnsinn!»). Es ist vorlesungsfreier Freitag. Vor einem Monat besuchte er die erste Einführungsvorlesung seines Vollzeitstudiums an der FHS. Sofian hat erst angefangen, und er hat einen Plan. «Mein

Ziel ist die Entwicklungsarbeit. Ich nutze das Studium, um später eine Führungsposition einnehmen zu können, Teams zu leiten. Ich will mit Strassenkindern arbeiten. Mein Wunsch oder mein Ziel wäre es, ihnen Hilfestellungen bieten zu können.» Mit leuchtenden Augen erzählt er von Modulen wie «Child Care» oder «Internationale Soziale Arbeit». Seine Schule hat sich vorbereitet für die grossen Themen unserer Gegenwart, die Migration und die Globalisierung. Ein Teil der Module wird in Englisch angeboten, ein entscheidender Faktor für Sofian. «Englisch ist die Grundlage.»

Das war ihm auch bewusst, als er mit 21 Jahren Kids im indischen Dschungel in Englisch unterrichtete, mit Händen und Füssen, damit diese später in den urbanen Zentren des Landes Arbeit finden können. Die Balzers-Bombay-Connection ermöglichte eine Freundin seiner Mutter, die öfters für ihre Charity nach Indien reiste. Sofian dachte: «Da komm ich mal mit.» Das ist eine der zwei Geschichten, die erzählt werden müssen, wenn man verstehen will, warum der 26-Jährige aus Balzers sich vor vier Jahren im Dschungel Indiens entschieden hat, sich für den Bachelor in Sozialer Arbeit in St.Gallen einzuschreiben.

Die andere beginnt ein paar Jahre vorher. Seine Eltern lassen sich scheiden, als er 15 ist. Sofian bleibt bei seiner Mutter. Es geht ihm gut. «Ich durfte zur Schule gehen. Ich durfte Fussball spielen.» Er schliesst die Realschule ab. Danach weiss er nicht wirklich, was er machen will. Sein Grossvater arbeitet für ein Altersheim, fragt ihn, ob er nicht da ein Praktikum machen wolle. Sofian denkt: «Ich bin handwerklich eine Nulpe. Ich bin computertechnisch eine Nulpe. Ich kann das ja mal probieren.» Er folgt dem Ratschlag seines Grossvaters, bekommt gutes Feedback, fühlt sich respektiert, von den Vorgesetzten, von den älteren Menschen. «Sofian, der Sozialarbeiter». Das fühle sich gut an, richtig. Er holt die Matura nach, setzt sich in seiner Abschlussarbeit mit dem bio-psycho-sozialen Modell auseinander. Den Menschen als Ganzes betrachten, in Wechselwirkung mit seinem Umfeld. Ein Analyseinstrument, auf das er heute noch zurückgreift. In den drei kommenden Jahren seines Studiums will sich Sofian vertieft mit dieser Materie befassen.

Gleich zu Beginn des Studiums sendet die FHS ein klares Signal an die Studierenden: Politik spielt eine wesentliche Rolle im Handlungsfeld Soziale Arbeit. Bereits in der dritten Woche schrieb Sofian seine erste Prüfung im Modul Politik – zum Schweizer Wahlsystem und den Basics politischer Bildung. Jetzt steht ihm eine ganze Blockwoche «Politik» bevor, ihm und 300 Studierenden aus allen Disziplinen, von Pflege über Wirtschaft bis zur Sozialen Arbeit.

Für Sofian ist eine Politikerin, ein Politiker eine Person, die eine Message hat und diese in die Öffentlichkeit bringen will, um sich für Gesetzeslagen und Normen einzusetzen. Sich selber sieht er am ehesten in der Öffentlichkeitsarbeit. Momentan beschäftigt ihn die Flüchtlingsthematik. Wenn er unbeschränkt Budget für eine Kampagne hätte, was würde er nächste Woche tun? «Ich würde auf die Strasse gehen und die Menschen direkt ansprechen.»

In den Gesprächen mit den Studierenden taucht immer wieder die Frage des Berufsstandes «Soziale Arbeit» auf. Wenn in den Medien beispielsweise über Terrorismus diskutiert wird, werden Soziologinnen, Politiker und Psychologinnen eingeladen, aber kaum Sozialarbeiter: Was kann und weiss der Sozialarbeiter, was die anderen eher nicht können oder wissen? «Ich will das soziologische Systemwissen nicht in Frage stellen. Soziologen stellen sich ähnliche Fragen, schauen sich das Problem an», sagt Sofian. «Der Sozialarbeiter interessiert sich, wie das Individuum in die Gesellschaft integriert werden kann. Der Unterschied liegt wohl darin: Die Anderen verbringen vielleicht ein paar Stunden bei den Menschen. Wir Sozialarbeiter begleiten die Person im besten Fall 24 Stunden, jeden Tag.»

«Ich bin nicht die Retterin der Menschen»

Kann ein Sozialarbeiter Homosexualität feindlich gegenüberstehen, dies öffentlich vertreten und gleichzeitig mit Homosexuellen arbeiten? «Nein», sagt Meryem Oezdirek.

Kühlschränke sind auch im Zeitalter der Facebook-Chroniken verlässliche Geschichtenerzähler. Ein Mosaik aus Momenten, die bleiben wollen. Kleine Lebenswelt-Panoptiken. An Meryem Oezdireks Kühlschränktür erzählt ein Rückflug-Ticket Bangkok-Zürich von einem Kälteschock an einem ersten Februar. Ein ausgeschnittenes Thaiflügel-mit-Kokos-Schnittlauch-Dip-Rezept von Körpergedächtnis-Reaktivierungsritualen über den Geschmacksinn. Ein Manga-Selbstporträt mit übergrossen Augen von der Leipziger Buchmesse im letzten Jahr. Ein überbordender Leserkommentar von der Shakespeare-Aufführung ihrer Theater-Gruppe St.Otmar («Umwurfende Inszenierung»). Ein schwarzer Pin rät in gelber Schrift «Stay Calm and call Batman». Auf Farbfotos lachen vor allem Freundinnen und Familienmitglieder. Meryem strahlt meistens, mit dem perfektem Lächeln. Den perfekt weissen Zähnen.

Das mit den Zähnen kann nicht bloss Zufall sein. Meryem ist ausgebildete Zahntechnikerin. Vier Jahre lang gipst, giesst, lötet und putzt sie. Ihre Mutter erinnert sich, wie Meryem in der ersten Woche der Lehrausbildung schon sagte: «Ich werde nie nur einen Tag auf dem Beruf arbeiten». Wie hat sie die Ausbildung denn durchgezogen, vier Jahre lang? Sie lacht. «Ich bi halt e toughi Sau!» Toughness und die erfahrene Solidarität von Arbeitskollegen – «Schlüsselmenschen», die sich vor sie stellten, wenn der Lehrmeister sich wieder mal im Ton vergriff. Oder sonst eher «alte Schule» war: «Meryem, bring die drei Kilo Gips runter und dann putzt du. Das solltest du können als Frau.»

Während dem Gespräch sitzt mir Meryem eine Stunde lang auf einem weissen Hocker im Schneidersitz gegenüber. In kerzengerader Haltung, ohne die geringste Anstrengung, mit einem vom wöchentlichen Yoga und Kurz- und Langhanteltraining gestärkten Rücken. Ihre ersten Berufserfahrungen in der Sozialen Arbeit sammelt die 29-Jährige im Kinderdorf Pestalozzi Trogen, in Wohngruppen mit Problemkindern, die meisten mit Migrationshintergrund. Gleich von Anfang an wird eine der grössten Herausforderungen Sozialer Arbeit thematisiert: Nähe zulassen, Distanz wahren. «Such dir Rituale, um abschalten zu können.» Sie übt auf dem Heimweg, im Zug von Trogen nach St.Gallen: «Bis zu dieser Haltestelle darf ich nicht mehr an die Arbeit denken.» Im Team fühlt sie sich schnell respektiert. Immer wieder spricht Meryem im Gespräch von Schlüsselmenschen, mit Bewunderung. Sie klingt dankbar. Am Ende ihres Vorpraktikums sagt man ihr, sie habe ein gutes Feingespür für die Arbeit. «Mach doch das!»

Das Pestalozzi-Dorf hatte sie nicht zufällig gewählt. Während sie die dritte Klasse der Sekundarschule in Trogen besuchte, kam es zu einem Konflikt zwischen dem Pestalozzi-Dorf und den Eltern ihrer Mitschüler. Diese wehrten sich dagegen, dass sich die Kinder vom Heim in die öffentlichen Schulen integrieren können. Am Familientisch wird darüber geredet. Meryems Eltern, erst gerade zugezogen aus St.Gallen, finden es nicht in Ordnung, dass Menschen ausgeschlossen werden. «Das sind doch auch Kinder, die sollen gefälligst bei uns zur Schule gehen können. Das ist doch gar kein Thema, oder?» Die Eltern sprechen viel über Politik, darüber, was gerecht und was ungerecht ist. Sie kamen selbst als Flüchtlinge in die Schweiz, 1988 aus dem Osten der Türkei, oder Kurdistan – je nach Perspektive. «Sie haben meinen Bruder und mich zu selbständigem Denken erzogen. Auch mal anderer Meinung zu sein als die eigenen Eltern.»

Ein paar Jahre später, mittlerweile im Masterstudiengang an der FHS, findet Meryem auch unter Sozialarbeitern verschiedene Gesinnungen, verschiedene Weltbilder. Konflikte zwischen Ideologie und Berufskodex tauchen regelmässig im öffentlichen Diskurs auf. Wieder aktuell: Kann ein Sozialarbeiter Homosexualität feindlich gegenüberstehen, diesen Standpunkt öffentlich vertreten und gleichzeitig mit homosexuellen Klienten arbeiten? «Ich finde nicht, dass das zusammen geht», sagt Meryem. «Auch ich habe meine Wertvorstellungen, meine Religion, meine Glaubensrichtung. Doch ich messe die Menschen nicht an denen. Ich finde es schlimm, wenn Menschen vorgeworfen wird, dass ihre sexuelle Orientierung oder auch ein Lebensentwurf falsch sei.» Sie selbst kandidierte 2016 für die Jungen Grünen für die

Das Mehrdeutige tolerieren

Kantonsratswahlen. «In der Politik sollten Menschen vertreten sein, die sich für die Bedürfnisse aller Menschen einsetzen. Wir Sozialarbeiter haben Einblick in die verschiedensten Lebensentwürfe.» Unter den Studierenden macht sie ein breites politisches Spektrum aus. «Wir haben im Unterricht Leute, bei denen ich mir sicher bin, dass sie SVP wählen.»

Aus ihrem Bücherregal mit Max Frischs *Tagebüchern* und Karl Mays *Durchs wilde Kurdistan*-Fantasmen drückt mir Meryem *Workfare – Sozialstaatliche Repression im Dienst des globalisierten Kapitalismus* des Schweizer Soziologen Kurt Wyss in die Hand. Im Kern geht es um den Wandel vom Wohlfahrtsstaat zum fordernden Disziplinierungsapparat. Wie viel soll und kann Sozialarbeit vom Individuum fordern? Wird in den Zeiten von Ein-Euro-Jobs mehr gefordert als gefördert? Ein Dauerthema der Sozialen Arbeit, mitverantwortlich für den Stereotyp des «faulen Sozialhilfeempfängers».

Wie versteht Meryem ihre Rolle als Sozialarbeiterin? «Ich bin nicht der Ansicht, dass ich den Leuten helfen muss», sagt sie. «Ich bin nicht die, die sie aus ihrer Gosse zieht oder die, die ihnen jedes Gewicht nehmen muss. Ich bin da und unterstütze sie. Wenn jemand auf die Unterstützung verzichten will, dann kann ich noch soviel Geld investieren – denn am Ende bin ich Geld, eigentlich bin ich ein Nötli, meine Arbeit kostet viel. Wenn ich investiere und die Person will nicht, was bringt es dann? Ich bin nicht die Retterin der Menschen. Ich rette niemanden vor seinem Elend, das kann jeder nur selber. Aber ich kenne die Methoden, das System, die Strukturen und kann die Menschen in ihrem Prozess begleiten und beraten.»

Momentan arbeitet Meryem 60 Prozent als wissenschaftliche Assistentin im Bereich Lehre an der FHS, probt zweimal wöchentlich Theater, rennt abends, stemmt Gewichte und studiert gleichzeitig im Master. Doktorieren nach dem Master-Studium wäre eine veritable Option. In ihrem Studium hat sie sich mit der Messbarkeit Sozialer Arbeit beschäftigt, eine der Herausforderungen der Professionalisierung Sozialer Arbeit. Ein Thema, das mit dem Einzug der wirkungsorientierten Verwaltungsführung und der Frage nach der Effizienz in den öffentlichen Diskurs gerückt ist. In ihrer Bachelorarbeit hat sie Statistiken und ihre Interpretationen verglichen und hinterfragt. Aus Meryems Sicht scheitern rein quantitative Ansätze – «unsere Arbeit ist eigentlich nicht überprüfbar». Der Fundus der Instrumente, Theorien und Kompetenzen, die Sozialarbeiter im Feld benötigen, wird stetig erneuert, im Wechselspiel von Forschung und Anwendung. Die Disziplin ist immer noch jung. Sie braucht dynamische Kräfte. «Ich würde gerne mitentscheiden bei den Bildungsinhalten für die Sozialarbeiter von morgen», sagt sie.

«Wir leben in einer VUCA-Welt», sagt Susanne Su. «Volatil, ungewiss, komplex und wider- sprüchlich.»

Juni 2012, Tainan im Südwesten Taiwans. In einem Raum liegen Kinder auf Matten, bei jedem ein Glas Milch. Man schliesst die Augen. Die Kinder folgen den englischen Worten der Betreuerin. Die Teppiche heben ab, sie fliegen durch ein Dorf, sie riechen Blumen. Die Eltern der Kinder im Zentrum der «Tainan New Generation Social Welfare Association» sind entweder im Gefängnis, krank oder gewalttätig. Die Kinder fliegen zum Weltall und wieder zurück.

Im Praktikumszeugnis der Betreuerin Susanne Su wird später stehen, «es wurde immer und immer wieder klar, dass Miss Su interessiert ist, den Dingen auf den Grund zu gehen». Am Morgen lernt sie Chinesisch an der Universität, am Nachmittag unterrichtet sie Englisch, hilft Einwanderern bei Übersetzungen, macht Hausbesuche in Risikohaushalten. Und lässt Kinder fliegen.

Oktober 2016, St.Gallen. Wir sitzen vor dem Bioladen «Ultimo Bacio». «Mich erinnert das ein wenig an Bern, an das Länggass-Quartier». Susanne Su wurde in Bern geboren, in Taiwan 30, und wird in St.Gallen an der FHS bald ausgebildete Sozialarbeiterin. Eigentlich wollte sie nach Olten, an die FHNW. Doch dort war der Bachelor ausgebucht, wie jedes Jahr schon seit der Einführung vor zehn Jahren. Etwa 300 pro Jahr können beginnen, es gibt eine Warteliste. Warten wollte Susanne nicht. «Ich habe alle meine Sachen gepackt und bin nach St.Gallen gekommen.»

Ein hellblauer Hemdkragen unter dem grauen Pullover. Das glatte schwarze Haar fällt Susanne manchmal über das rechte Auge. Den Blickkontakt hält sie lange. Mal lehnt sie sich zurück, wenn sie spricht, verschränkt die Arme. Mal stützt sie die Ellbogen auf dem Tisch ab, beugt sich nach vorne und kommt näher.

Für das Gespräch hat sie einen Artikel ausgedruckt und drückt ihn mir in die Hand: Die 14 wichtigsten Kompetenzen für Soziale Arbeit und was das mit der Gesellschaft zu tun hat. Als Erstes nennt sie Nummer 2; Empathie, danach Nummer 8; Ambiguitätstoleranz. Kein Wort für Liebesbriefe. Gemeint ist die Kompetenz, Ungewissheiten und Widersprüche aushalten zu können in einer sich immer schneller verändernden Welt. Das Mehrdeutige tolerieren, das «Sowohl-als-auch» denken statt das «Entweder-oder». «Wir leben in einer VUCA-Welt», sagt Susanne. «Volatil, ungewiss, komplex und widersprüchlich.» Der Begriff wird zurückgeführt auf das US Army War College. Neuerdings fällt er vor allem im Zusammenhang mit Disruption, verkürzten Marktzyklen und Leadership-Seminaren. Für Susanne ist Soziale Arbeit die einzige Disziplin, die auf den Wandel, die VUCA-Welt reagieren kann, indem sie Professionelle in diesen Kompetenzen schult und deren Wichtigkeit der Öffentlichkeit vermittelt. «Soziale Arbeit fördert Lebenskompetenz, damit Menschen in dieser VUCA-

Welt ein lebenswertes Leben führen können. Sie erkennt kranke Strukturen und versucht, sie in gesunde zu verändern.»

Manchmal spricht Susanne so, als ob sie mich und die Welt noch von ihrem zukünftigen Beruf überzeugen will. «Wird in den Medien beispielsweise Terrorismus thematisiert, kommen Soziologen zu Wort, Psychologen, Historiker, Politologen, aber nie Sozialarbeiter.» Im Studium fehlt ihr manchmal der Meinungsaustausch. Aus ihrer Sicht setzen sich zu wenige mit Sozialpolitik auseinander. «Sozialpolitik gibt der Sozialen Arbeit den Auftrag. Allein darum schon sollte uns Sozialpolitik interessieren.»

Susanne hat eine Theorie, warum sie sich schon früh für politische Themen zu interessieren begann, ihren Bruder und ihre Schwester zum Abstimmen drängte, sie zu Diskussionen herausforderte, sich mit der Integralen-Politik-Bewegung oder der Unia beschäftigte, linkspolitischen «Zecken-Rap» hörte. «Meine Mutter hat uns verboten, über Politik zu sprechen, geschweige denn, sich politisch zu engagieren. Vielleicht genau deswegen, und weil ich keinen Grund fand, weshalb ich mich nicht interessieren sollte, hat es mich beschäftigt. Ich wollte die Mechanismen verstehen. Meine Mutter assoziierte das Politische mit dem Kommunismus, Politik sei gefährlich. Sie hat den Krieg in Vietnam erlebt.»

Susannes Familiengeschichte ist eine der Ungewissheit und des Zusammenhalts. Sie beginnt in den 50er-Jahren, im Süden Chinas. Susanne erzählt, wie ihre Urgrosseltern und Grosseltern, politische Beamte aus der Oberschicht Guangzhous, vor dem Kommunismus nach Vietnam fliehen mussten, nur um dort erneut enturzelt zu werden.

Während des Chinesisch-Vietnamesischen Kriegs fliehen bis zu 1,5 Millionen Menschen, sogenannte Boat People, mit Booten aus Vietnam. Eines davon, acht Meter lang und vier Meter breit, bringt Susannes Familie 1979 nach Hongkong in ein Flüchtlingslager. Ihr Urgrossvater entschied sich dort gegen die Weiterreise in die USA und für die Berge. «So sind wir 1981 in der Schweiz angekommen, ein Jahr später wurde ich geboren.»

Es gibt eine viel zitierte Studie aus den 90er-Jahren, die Gründe suchte für die aussergewöhnlich erfolgreichen akademischen Laufbahnen der indochinesischen Boat-People-Kinder. Als ein entscheidender Faktor wird der Familienzusammenhalt aufgeführt.

Eines der Familienrituale, die Susannes Familie über China, Vietnam und die Bootsfahrt nach Hongkong schliesslich nach Bern brachte, fand sie selbst, zur Enttäuschung ihrer Eltern, lange sehr seltsam: die Ahnenanbetung. «Tote anbeten. Meine Mutter konnte mir nie erklären, warum wir das machen. Ich habe gedacht: Da mache ich nicht mit. Dabei hat es eigentlich nichts mit Ahnenanbetung zu tun. Es sind Erinnerungsrituale. Was haben meine Vorfahren gemacht? Wo sind die Wurzeln? Wie bin ich entstanden? So kommt die ganze Familie zusammen. So kann man das Familiensystem sichern.»

Während den vier Jahren ihrer Ausbildung hat sich Susanne viel mit ihrer Familie auseinandergesetzt, mit China, konfuzianischer Philosophie und westlicher Pädagogik, den Unterschieden, der Sozialpädagogin in Tainan, der nicht widersprochen wird, und der Sozialpädagogin in St.Gallen, die versucht, Macht in Autorität zu verwandeln, in die Lebenswelt des Kindes einzutauchen und die Eltern, das System, einbezieht. Sie hat sich

mit Gemeinsamkeiten beschäftigt, mit Sowohl-als-auch-Denken und Entweder-oder.

Warum sie damals ausgerechnet nach Taiwan ging für ihr Vorpraktikum? «Ich wollte wissen, was es bedeutet, Chinesische zu sein. Ein Chinesische ist für mich ein Mensch, der die konfuzianische Philosophie in sich trägt. Du könntest auch Chinesische werden. Ich glaube, ich bin nicht wirklich chinesisch.»

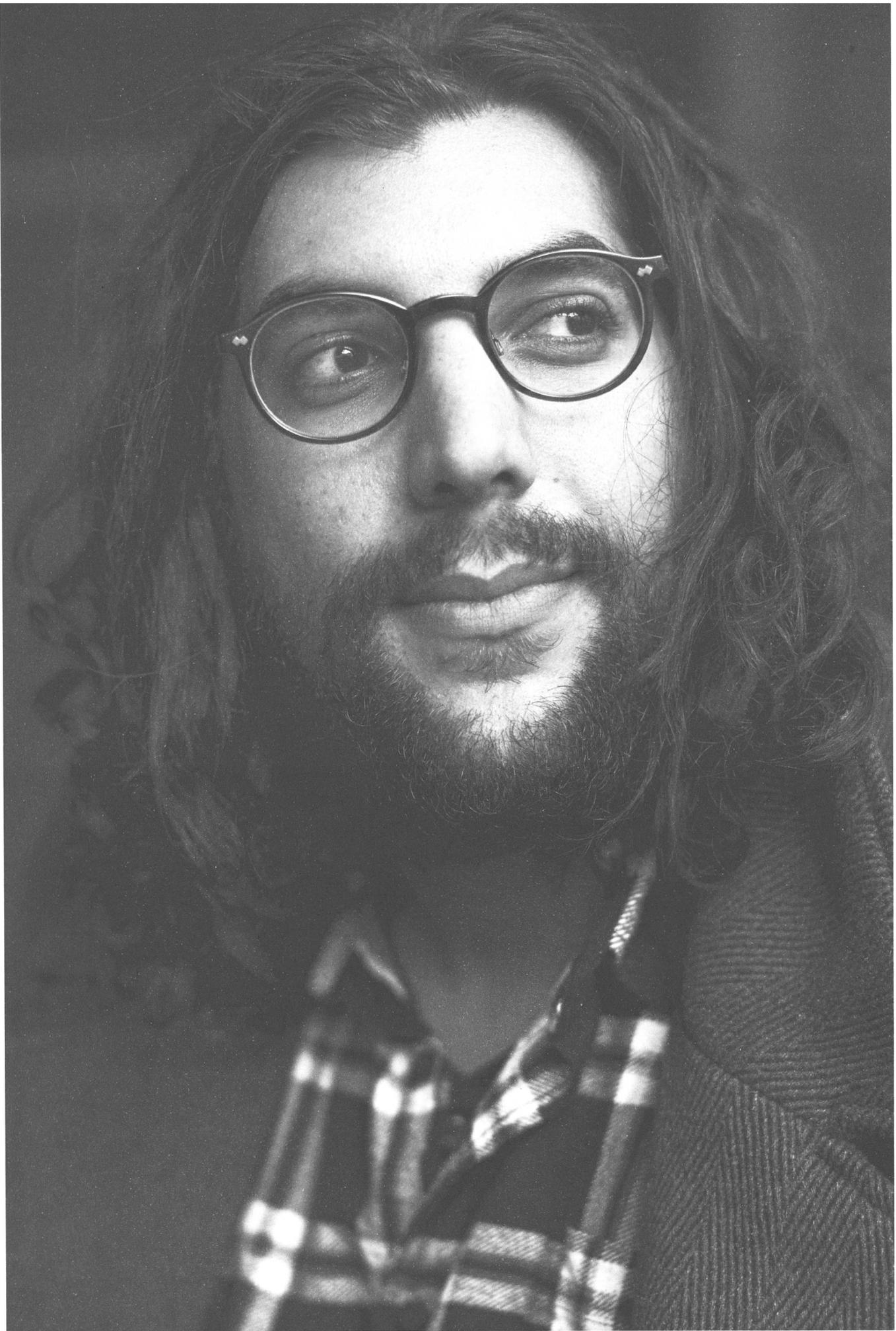
Vom Banker zum Sozi

Lars Girardet stellte schon früh die grossen Fragen. Die AHV zum Beispiel würde er gern komplett neu denken lassen, dem gesellschaftlichen Wandel Rechnung tragend.

Lars als unauffällig zu beschreiben wäre zu einfach. Er drängt sich einfach nicht auf. Dunkelblauer Pullover, Dreitagebart. Die zerkrausten Haare verraten, dass er morgens nicht lange vor dem Spiegel steht. Seine Ferienlektüre ist Christian Krachts *Imperium*: Es folgt der wahren Geschichte eines deutschen Apothekers, der 1902 in die Südsee auswanderte, um dort ein erstes Reich der Kokosnuss zu gründen. Eine Bewegung von Sonnenanbetern, die sich fast ausschliesslich von Kokosnuss ernährten. Die Utopie scheitert im Wahnsinn und an Mangelernährung. Lars ist nicht der Typ, der in Utopien denkt.

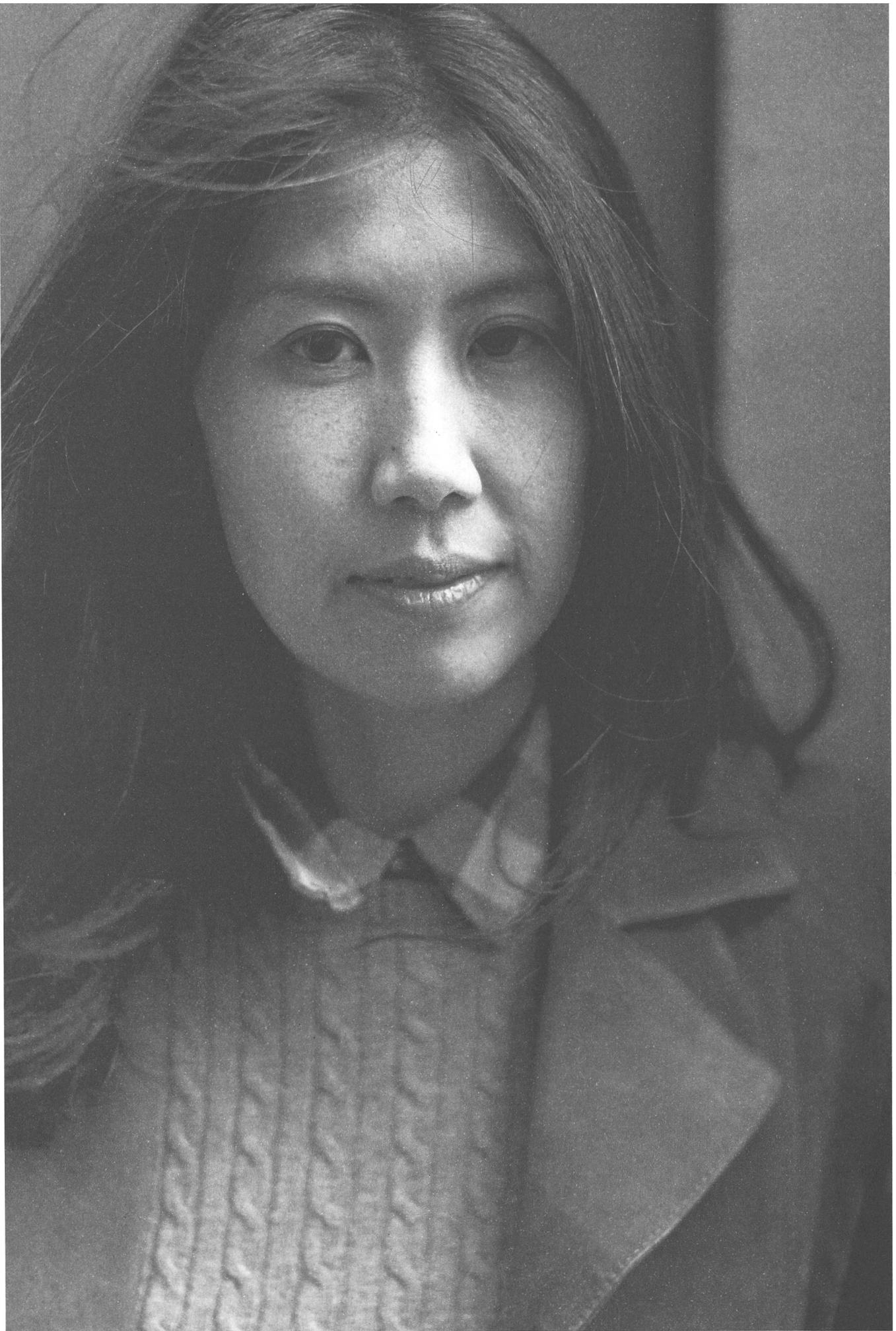
«Lars, 37, wollte nicht mehr auf der Bank arbeiten und entschied sich für die Soziale Arbeit, weil er «etwas Ehrliches» machen wollte», beschreibt Lea Müller von der FHS seinen Fall. Bester Stoff für eine Story des bekehrten Bankers. Der Berufsgattung, die im Laufe der letzten Finanzkrise an Glanz verloren hat, sinnbildhaft geworden in der Figur des *The-Wolf-of-Wall-Street*-Investment-Bankers, reduziert zum Dämon des Raubtierkapitalismus, als Projektionsfläche der Ohnmacht vor der Undurchschaubarkeit globaler Finanzmärkte, als Träger der Angst vor der Schere in der Gesellschaft. «Autobiografie Lars Girardet: vom Banker zum Sozi?» Er lacht. «Ich habe nach wie vor Kontakt mit Kollegen von damals. Das waren gute Leute. Irgendetwas hat einfach nicht mehr gepasst.» Die Realität ist, wie so oft, ein wenig komplexer. Doch eins nach dem anderen.

Befragt man das Internet, existiert Lars Girardet erst einmal gar nicht. Da scheint jemand mit seinem früheren Leben abgeschlossen zu haben. Kein Facebook, keine Erwähnungen in Lokal- oder Prominachrichten, keine Einträge in Ranglisten von Dorfläufen. Lars Girardet scheint nur noch für die Soziale Arbeit zu leben: ein Eintrag als Staff der SOSA, der Studierenden-



SOFIAN YOUSFI





SUSANNE SU



organisation der Sozialen Arbeit und ein Profil ohne Foto, mit kryptischer Jobbeschreibung: IFSA-FHS Consulting Praktikant PMII. Alle Spuren der Vergangenheit verwischt? Ein Neuanfang? Nicht ganz. Vor drei Jahren nahm Lars den Namen seiner Frau an («diese Formulare!») und die «vom Banker zum Sozi»-Story, das mit der Berufswahl, das war doch alles andere als eine Erleuchtung.

Von ganz vorne: Lars wächst auf unter Bedingungen, die hierzulande als wohlbehütet kategorisiert werden; in einem Hochhaus in Gossau, man ist eher sparsam, aber weder arm noch geizig, der Vater ist Vertreter für Brandmeldeanlagen, man macht Ferien im Südtirol und mit Freunden Rap-Musik. Viele um Lars herum werden Lehrer, am Mittagstisch spricht man über Politik, der Sohn stellt die grossen Systemfragen, stellt das vermeintlich Selbstverständliche in Frage, würde etwa die AHV komplett neu denken lassen, dem gesellschaftlichen Wandel und Prognosen Rechnung tragend. Der Vater reagiert, seiner Erfahrung Rechnung tragend, eher resigniert: «Kann man eh nichts machen.» Ansonsten ist man sich sehr oft sehr einig. Gesinnung: «eher links.» Über Umwege und Zufälle landet Lars nach der Wirtschaftsmittelschule bei der Wegelin-Bank («da brauchten sie noch Leute») und bleibt («ich bin da hängengeblieben»). Sechs Jahre lang Wertschriftenadministration, Business-Analysen, Prozessoptimierungen. «Etwas hat dann nicht mehr gepasst auf der Bank. Das war nicht meine Welt.» Gekündigt hat er kurz vor der grossen Klage (Beihilfe zur Steuerhinterziehung, 74 Millionen Dollar Busse) und vor dem Verkauf des nicht-amerikanischen Geschäfts an die Raiffeisenbank.

Der Wunsch nach einer Neuorientierung war schon länger gewachsen. Eigentlich wollte er Lehrer werden, irgendwie hat es aber damals nicht geklappt mit dem Lehrerseminar. Nach der Kündigung bei der Bank ging er auf Reisen, von Ecuador nach Argentinien. Die Bewerbungen danach gingen in alle Richtungen. Beim Lokalradio Toxic FM wäre er beinahe Buchhalter geworden. Er entschied sich dagegen, weil er nicht zeitgleich die interne Radio-Weiterbildung machen konnte. Sonst wäre das wohl alles anders gekommen.

Erst beim Laufbahnberater taucht Soziale Arbeit als Option auf. Lars informiert sich, entscheidet sich. Seine Eltern sind eher skeptisch: «Hast du dir das auch gut überlegt? Den guten Job auf der Bank schmeissen, Sicherheit versus Risiko?» Lars geht wieder reisen.

Trotz mäandernden Lebensläufen, Quereinsteigern, Mosaikkarrieren statt starren Karriereleitern: In der sozialen Arbeit entspricht Lars' Karrierewechsel keinem neuen Trend, zumindest was die Fachausbildung Soziale Arbeit an Fachhochschulen angeht: Laut Bundesamt für Statistik hat der proportionale Anteil von Ü-30-Studierenden wie Lars in den letzten zehn Jahren kaum zugenommen.

Sein Vorpraktikum bestärkt ihn in seinem Entscheid. Im Säntisblick Herisau hilft er mit bei der Betreuung von psychisch beeinträchtigten Jugendlichen. Die Arbeit überzeugt ihn, er verlängert. Das Studium danach, die letzten drei Jahre, empfindet Lars als Befreiung. Von soziologischen Theorien bekommt er nicht genug. Als Praktikant assistiert er in der FHS-hauseigenen Consulting-Abteilung bei beispielsweise partizipativen Projekten der Gemeindeentwicklung. Er fragt Anwohner in Workshops: Was können wir noch machen in der Gemeinde x? Wie ist das Leben in der Gemeinde y?

Er engagiert sich im Vorstand der SOSA, der Studierendenorganisation der FHS, trifft sich alle zwei Wochen mit einem Dutzend anderer Studierender, um Podiumsdiskussionen zu organisieren (Migration), die Strukturen der Schule zu hinterfragen (das starre Bologna-Punkte-System und die Folgen für die Bildungskultur – ist das jetzt prüfungsrelevant, Herr Professor? Müssen wir das können?) Das Engagement ist gross, die Resonanz eher klein. «Mit der Zeit kennst du die 30 Nasen der 600 Studierenden, die mitdiskutieren wollen», sagt Lars. Ängste, dass die nächste Generation der sozial Tätigen weniger politisch interessiert sein wird, teilt er nicht.

Sein eigenes Studium hat er diesen Sommer abgeschlossen, seine Bachelorarbeit vor wenigen Wochen abgegeben. Lars hat darin das Verständnis Sozialer Arbeit aus Sicht der IV und der Profession für Soziale Arbeit verglichen, am Beispiel von Menschen mit psychischer Beeinträchtigung. Im Kern geht es um die Frage: Was ist der Auftrag Sozialer Arbeit? Und wie müssten sich die Methoden und Praktiken der IV ändern, um diesem «supersuperidealistischen» Verständnis zu entsprechen?

Soziale Arbeit ist immer auch politisch. Das ist Lars' Berufsverständnis. Für ihn arbeitet die Soziale Arbeit an zwei Seiten. Zum einen direkt mit den Menschen und ihren Bedürfnissen, zum anderen auf der gesellschaftlichen Seite: Der Sozialarbeiter schaut die Strukturen an, die das Individuum daran hindert bei dem, was es tun muss, soll oder will. Es liegt am Sozialarbeiter, auf die Auswirkungen und Probleme hinzuweisen, wenn beispielsweise die Sozialhilfe gekürzt werden soll. «In der gesetzlichen Sozialhilfe arbeitest du nach dem Gesetz, du hast eine Tabelle», erklärt Lars. «Hier, du bekommst 905 Franken. Und du musst dich daran halten. Ändern kannst du nur etwas auf der höheren Ebene, der politischen: zum einen als Bürger, indem du abstimmt, zum anderen als Professioneller, indem du dich vernetzt in Branchenverbänden wie AvenirSocial oder der KRISO (Forum für kritische Soziale Arbeit), über diese Wege die Öffentlichkeit sensibilisierst und Lobbyarbeit betreibst.»

Sich selber sieht er nicht in der Politik. Momentan interessiert ihn am meisten die Jugend- oder Schulsozialarbeit. Ob jetzt wieder eine Bewerbungsphase folgt wie damals, nach dem Bankjob? «Ich bin relativ offen. Vielleicht erstmal Reisen.»

Claudio Bucher, 1980, lebt in St.Gallen. Er hat an der ZHdK Kulturpublizistik/-Vermittlung studiert und arbeitet als Autor, Musiker und Musikproduzent.